
Patient-Sein aus der Sicht der Theologie

Eugen Biser

Eigentlich hätte ich vom Patienten aus theologischer Sicht zu Ihnen reden sollen, und wahrscheinlich wäre ich dafür auch einigermaßen vorbereitet gewesen, denn ich bin immerhin ein Dreivierteljahr im Lazarett gelegen und habe da einschlägige Erfahrungen sammeln können. Ich will aus diesen Erfahrungen nur eine einzige Szene herausgreifen.

Ich lag unter etwa dreißig Schwerverwundeten in Mittelrussland; mitten in der Nacht springt einer auf und schreit in den kleinen Raum hinein: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, bricht zusammen und ist tot. Ich denke, das ist ein Erlebnis, das mich stigmatisiert und zu zwei Einsichten gebracht hat. Die erste Einsicht bezieht sich auf die Idee des Sterben-Müssens. Denn da gibt es den berühmten *Paul Landsberg* und den weniger bekannten, aber mit mir befreundeten und viel zu früh verstorbenen Philosophen aus Wien, *Fridolin Wiplinger*, die waren der Meinung, dass man nur durch die Erfahrung fremden Sterbens zur Überzeugung des eigenen Sterben-Müssens gelange. Nach meiner Ansicht überzeugt das aber letztlich nicht; denn auch wenn Milliarden vor uns gestorben sind, ist damit kein zwingender Grund gegeben, dass auch ich sterben muss. Doch gibt es nach *Nietzsche* nicht nur die „kleine Vernunft“ des Geistes, sondern auch die „große Vernunft“ des Leibes; das hat mich auf die Idee gebracht, dass wir aus unserem Organismus den dunklen Bescheid des Sterben-Müssens erhalten, denn unser Organismus ist ja of-

fenkundig nur für eine umrissene Lebenszeit programmiert. Dem entstammt dieser dunkle Bescheid unseres eigenen Sterben-Müssens. Ich sage das auch aus einem ganz konkreten Grund, weil unser Tagungsleiter, mein lieber Freund *Albus*, mich aufgefordert hat, vor allen Dingen auch auf die Todesproblematik einzugehen. Es ist also der dunkle Bescheid des Sterben-Müssens, der uns zur Überzeugung unserer eigenen Todverfallenheit bringt. Das alles steht im Hintergrund meiner grundlegenden Theorie, des Konzepts einer therapeutischen Theologie.

Nach meiner Überzeugung ist das Christentum im Unterschied zum Judentum keine moralische Religion, im Unterschied zum Buddhismus keine asketische Religion, im Unterschied zum Islam keine nomothetische Religion, sondern, so merkwürdig es klingen mag, eine therapeutische Religion. Nun gibt es manche Spezialbezeichnungen von Theologie, beispielsweise die dialektische Theologie, die hermeneutische Theologie, die feministische Theologie, die Befreiungstheologie. Die therapeutische hat zwar ihrer Bezeichnung zufolge ebenfalls diesen Spezialcharakter, doch ist sie gerade nicht eine neben vielen, sondern nach meiner Überzeugung die wurzelhafte, die wahrhaft fundamentale Theologie. Ich möchte Ihnen das im Einzelnen begründen.

Um das aber zu können, muss ich auf die Entstehung des Christentums zurückblenden. Für mich und hoffentlich auch für Sie ist Jesus der größte Revolutionär der Religionsgeschichte. Er hat die entscheidende Innovation in das Konzept der Religion hineingetragen, denn so different die Religionen sind, angefangen bei der altägyptischen bis hin zur assyrischen, babylonischen, zur römisch-griechischen und germanischen – so different sie also sind, polytheistisch oder monotheistisch –, in einem Punkt sind sie alle einer Meinung, nämlich dass Gott zwiespältig gedacht werden muss. Und das hat selbstverständlich etwas

mit der Geschichts- und Lebenserfahrung jedes Einzelnen zu tun. Ich brauche Ihnen das sicher nicht erst zu sagen, denn wir leben in einer Zeit, die das auf eine nun wirklich fast martialische Weise demonstriert: Auf der einen Seite gibt es tatsächlich auch in unserer Zeit Lichtpunkte, wie beispielsweise die Einigung Europas auf der Basis der deutschen Wiedervereinigung, aber auf der anderen Seite gibt es diese desaströsen Vorkommnisse wie den Irak-Krieg mit seinen nun wirklich verhängnisvollen Folgen. Gerade dieser Tage haben wir es wieder erleben müssen, dass dieser Krieg nicht aufhört, Menschen zu morden und ins Unglück zu stürzen. Es ist also diese zwiespältige Geschichtserfahrung, zu der verstärkend unsere persönliche Lebenserfahrung hinzukommt. Jeder von uns kann selbstverständlich Lichtpunkte verzeichnen, Stunden der Begegnung, Stunden der Freude, Stunden des Erfolges, aber sie sind leider die Seltenheiten im Menschenleben; dann kommt der große Leerlauf, und dann kommen die Rückschläge bis hin zu Krankheit, Vereinsamung und Tod. Und das zwingt nun nach meiner Überzeugung die Menschheit, Gott selber zwiespältig zu denken; er muss ja auf der einen Seite der sein, dem wir die Vergünstigungen verdanken, auf der anderen Seite aber auch derjenige, der uns immer wieder ins Gericht nimmt und mit seinen Strafgerichten überzieht: ein ambivalenter, zwischen Güte und Schrecken oszillierender Gott. Obwohl dieser ambivalente Gott nun wirklich der Gott aller Religionen ist, hält es doch der Mensch mit ihm letztlich nicht aus, denn ein zwiespältiger Gott bringt uns immer wieder in die Zwangslage, uns mit seinem Gericht auseinander zu setzen. Doch diesen Zwiespalt hält das Menschenherz nicht aus. Denken Sie an die Eingangsworte von *Augustinus'* Bekenntniswerk: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe gefunden hat in dir.“ Das ist das Ziel jedes menschlichen Sehns nach göttlicher Beruhigung, nach göttlichem Frieden: Deswegen ist es unmöglich, in ei-

nem zwiespältigen Gott seinen Frieden zu finden. In diese Problematik hat Jesus eingegriffen, dadurch, dass er uns mit keinem anderen Gott beschenkt hat, denn sein Gott ist selbstverständlich identisch mit dem Gott des Judentums und in gewisser Hinsicht auch mit dem Gott des Islam, aber er ist tatsächlich der neue Gott – eine absolute theologische Innovation. Wer mir das nicht abnehmen will, den möchte ich auf einen Zusatzgedanken verweisen, denn jede Weltreligion lebt nach meiner tiefen Überzeugung von ihrem eigenen und unverwechselbaren Gottesbegriff. Wenn das Christentum denselben Gott hätte wie das Judentum, der Islam und die anderen Weltreligionen, hätte es keine eigentliche Existenzberechtigung; es lebt von seinem neuen Gott, der, wie gesagt, kein anderer ist als der der anderen monotheistischen Religionen. Das muss nun glaubhaft gemacht werden, und darin besteht auch die große Aufgabe, die ich jetzt in aller Kürze in Angriff nehmen möchte.

Denn wenn Sie in die Lebensgeschichte Jesu hineinschauen, dann werden Sie sehr bald entdecken, dass er in einer extrem angespannten politischen Situation lebte. Es gab die Zeloten, das sind die damaligen Terroristen und Selbstmordattentäter, die unter allen Umständen den Krieg gegen die Besatzungsmacht Rom wollten und denen Jesus mit seiner ganzen Herzensenergie Widerstand geleistet hat; denn er wusste ja: Wenn es zu diesem Krieg kommt, wird kein Stein auf dem anderen bleiben, so lesen wir im Lukasevangelium, und so ist es dann auch tragischerweise gekommen. Aber die ganze Lebensleistung Jesu ist zunächst darauf abgestellt, den Zeloten das Handwerk zu legen und einen Gott zu verkünden, der in gar keiner Weise ein Gott des Krieges und der Rache ist. Es gibt im Lukasevangelium jene aufschlussreiche Szene vom Auftritt Jesu in der Synagoge von Nazaret. Dabei wird ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht, er liest es vor, lässt aber den für

seine Hörerschaft entscheidenden Passus weg, der von dem Gott der Rache handelt; den streicht er ersatzlos. Das ist seinen auf den Befreiungskrieg gegen Rom eingeschworenen Hörern unerträglich. Deswegen endet das Ganze dann auch in einem Desaster: Man stößt ihn aus der Synagoge hinaus und versucht, ihn in den Tod zu stürzen. Daran ersehen Sie, dass die ganze Verkündigung Jesu auf den Gott der bedingungslosen Liebe, wie daraus erhellt, abgestellt war. Dieser Gott steht im Zentrum all dessen, was er tut, auch dessen, was er dann schließlich leidet. In diesen Gott stirbt er dann am Kreuz auch hinein. Es ist nicht so sehr das Wort der Gottverlassenheit, „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, wie ich es eingangs zitiert habe, sondern es ist der Gott, in dessen liebende Umarmung er hineinstirbt: „Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist.“ Das ist das eigentliche Schlusswort in der Verkündigung und auch im Sterben Jesu. Damit versuchte ich Ihnen wenigstens ansatzweise deutlich zu machen, worin die eigentliche religiöse Zentraleistung Jesu besteht. Selbstverständlich bin ich nicht in der Lage, das Ihnen in einer wirklich glaubhaften Weise vor Augen zu stellen, denn das vermag eigentlich nur der, der ins tiefste Gottesgeheimnis eingeweiht ist, also Jesus selbst. Ein Theologe kann das nur approximativ zu verdeutlichen suchen, denn wenn Gott der bedingungslos Liebende ist, wie ich es aus der Lebensleistung Jesu abzulesen suchte, dann ist dieser Gott auch der für den Menschen endgültig und definitiv Heilbringende, und zwar Heil im fundamentalsten Sinn des Wortes.

Um Ihnen das zu verdeutlichen, greife ich auf das dafür besonders aufschlussreiche Wunder der Gelähmtenheilung zurück, von dem Markus zu Beginn seines Evangeliums berichtet (Mk 2,1–12). Es wurde von dem anglikanischen Exegeten *Reginald H. Fuller* ebenso einlässlich wie überzeugend ausgelegt, so dass ich mich darauf beziehen und

stützen kann. Es ist uns nach Fuller in einer sekundären Fassung überliefert und hatte ursprünglich folgende Gestalt: Da kommen zwei Männer, sie bringen einen Gelähmten, der nicht einmal redefähig ist, sehen, dass sie nicht an Jesus herankommen, weil er in einem Hausgang redet und von Zuhörern umlagert ist. Angesichts dieser Situation kommen sie auf die Idee, über die flachen Dächer zu gehen. Sie brechen das Dach dort auf, wo er lehrt, und lassen den Gelähmten an Seilen herunter. Und jetzt heißt es ursprünglich: „Als Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gelähmten: ‚Steh auf, nimm deine Bahre und gehe nach Hause!‘“ Und so wird das zu einer nun wirklich gerundeten Tat – der Glaube der Freunde steht stellvertretend für den Gelähmten, und ihm ist dann auch das Heilungswunder zu verdanken. Aber wenn Sie den Markustext nachlesen, steht da etwas ganz anderes. Da tauchen plötzlich Gegner Jesu auf, und Jesus sagt nun nicht das, was ich soeben zitiert habe, sondern er sagt zu dem Gelähmten: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Aber jetzt erwacht der Protest dieser Kritiker und sie widersprechen Jesus: „Wie kann einer Sünden vergeben, das kann doch nur Gott allein?“ Und dann das Wunder: „Damit ihr aber seht, dass dem Menschensohn Macht gegeben ist, auf Erden Sünden zu vergeben, steh auf, nimm deine Bahre und geh nach Hause!“

Was lehrt uns diese Geschichte? Sie gibt uns einen Fingerzeig zum Verständnis der ganzen Theologiegeschichte; denn in dieser Geschichte werden die Heilungswunder zu Argumenten der Sendung und Vollmacht Jesu. Das hat sich dann später in der Form fortgesetzt, dass man die Botschaft in ein System verwandelt hat, das mit Argumenten und Konsekutionen zustande gebracht worden ist. Auf diese Weise ist die wissenschaftliche Theologie entstanden. In der späteren Entwicklung wurde dann der Abstand zu Jesus noch vergrößert. Denn Jesus sprach vorzugsweise

in Bildern und Gleichnissen. Jetzt aber galt, dass man mit Bildern nicht argumentieren könne. ‚Theologia parabolica non est argumentativa‘ heißt es dann in der mittelalterlichen Theologie. Jesus aber war der große Erzähler. Und deswegen hat man ihm praktisch sein Argument aus der Hand geschlagen, indem man nun die Theologie um das Bild verkürzt hat. Es war ein innertheologischer Ikonoklasmus – man kann das gar nicht anders bezeichnen – und dem folgte dann noch eine dritte und letzte Periode in dieser Entwicklung, und da wurde nun auch das Kollektiv, an das sich die Botschaft ursprünglich richtete, auf den Einzelnen zurückgenommen; denn im Glauben der Christenheit steht am Anfang der Glaube der ganzen Glaubensgemeinschaft, überall ist es immer die Gruppe, die glaubt. Aber im weiteren Gang der Theologiegeschichte wurde auch diese soziale Komponente reduziert und jetzt sind die Theologen nur noch Einzelgänger. Das ist dann die Theologie von *Karl Barth*, die Theologie von *Rudolf Bultmann*, die Theologie von *Romano Guardini*, die Theologie von *Karl Rahner*, um wenigstens einige Namen zu nennen; aber damit schmälert sich dann die Erkenntnisbasis, und die Theologie wird individualistisch. Wir aber haben vor einiger Zeit, und die liegt noch gar nicht weit zurück, eine Gegenbewegung erlebt. Auf der einen Seite ist die soziale Dimension wieder eingeholt worden, vor allen Dingen durch die von Rom heftig attackierte lateinamerikanische Befreiungstheologie. Da ist nicht mehr der Einzelne, sondern die ganze Gemeinschaft Subjekt der Theologie. Und im weiteren Verlauf dann auch die Dimension der Bilder. Es gab in München einen großen Theologen, *Martin Deutinger*, dessen Vermächtnis *Hans-Urs von Balthasar* aufgriff; beide entwickelten eine ästhetische Theologie. Und schließlich kamen einige, zu denen auch ich gehöre, die den Akzent auf die therapeutische Theologie gelegt haben. Wir versuchen wieder dort anzuknüpfen, wo die Heilungs-

geschichte, die ich Ihnen gerade vorgetragen habe, ursprünglich angesetzt hat, also Heil durch Heilung und Heilung durch die Beziehung zu diesem Gott der bedingungslosen Liebe, von dem ich gesprochen habe.

Die heutige Medizin befindet sich in einer komplexen Situation. Denn auch in der Medizin erfolgt eine merkwürdige Reduzierung des Patienten auf das, was der Arzt benötigt, um ihm helfen zu können: Er denaturiert ihn zum Fall, ja sogar zum Fall unter Fällen. Aber das, was heute in diesen Diskussionen so kraftvoll angesprochen worden ist, nämlich das Vertrauensverhältnis zwischen Patient und Arzt, kann in diesem Fall überhaupt nicht zustande kommen; denn der ist gerade in dem Augenblick, wo der Arzt seine ganze Kunst auf ihn ansetzt, um ihm zu helfen, außer Bewusstsein. Er ist praktisch als Person ausgeschaltet, exakt in dem Augenblick, wo er die ärztliche Zuwendung am allernötigsten hätte. Das hat selbstverständlich auch Folgen. Und zwar für den Arzt selbst; denn er muss sich fragen, ob da nicht auch in ihm eine Reduktion stattfindet; ob nicht auch er mehr Manager und Praktiker seiner Kunst als Person ist. Wo bleibt dann jenes Vertrauensverhältnis, das heute so eindrucksvoll von Ihnen eingeklagt worden ist? In diesem Zusammenhang spielt wieder ein Schriftwort eine große Rolle, übrigens aus demselben Kontext, den ich vorhin zitiert habe – Jesus in der Synagoge von Nazaret –, denn da sagt er plötzlich: „Arzt, heile dich selbst!“ Ich denke, der Arzt, der hilft, muss zunächst einmal einen Akt der Heilung in sich selbst vollziehen, er muss gleichsam über sich hinauswachsen, er muss ein Heilender werden, nicht nur in dem von ihm praktizierten Sinne. Er muss Gegenstand des patientlichen Vertrauens sein; das kann er aber nur, wenn er in der Tat über sich hinausgewachsen ist im Sinne dieses Schriftwortes: Arzt, heile dich selbst! Nimm zuerst einmal deine eigene Krankheit *wahr*, heile dich in deinem eigenen krankheitlichen Betrof-

fensein, dann magst du zusehen, wie du deinem Patienten die ihm nötige Hilfe angedeihen lässt! Aber das sei nur als zurückhaltende Andeutung gedacht, die ich jedoch trotz einiger Bedenken nicht unterdrücken wollte. Der Arzt braucht, um es noch einmal zu sagen, eine Selbsttherapie, bevor er die Fremdtherapie, die seinem Beruf entspricht, in einer wirklich umfassenden und hilfreichen Weise einsetzen kann.

Gilt das dann aber auch für den Patienten? Denn der ist ja offensichtlich in einen reduktiven Zustand versetzt worden; er ist derjenige, der zum Fall denaturiert worden ist, wie ich vorhin gesagt habe, und der jetzt selbstverständlich auch in seinen Selbstheilungskräften motiviert werden muss, wenn ihm wirklich effektiv und nachhaltig geholfen werden soll. Ein Patient, der sich resignativ verhält, hat wenig Chancen, wirklich wiederhergestellt zu werden. Er muss an seine Selbstheilungskräfte glauben. Man spricht von Autosuggestion, aber ich halte das für ein nun wirklich deplatziertes Wort. Es ist nicht die Autosuggestion, sondern es sind die im Menschen schlummernden Fähigkeiten zur Selbsttherapie, die der Arzt mit seiner medizinischen, chirurgischen oder auch psychiatrischen Behandlung unterstützt; doch ohne diese Selbstheilungsenergie ist die Wirkung des Arztes zumindest in Frage gestellt, wenn nicht sogar vergeblich.

Wir brauchen noch einen Zugriff auf das zentrale Thema, das mir aufgegeben worden ist, und das ist das Thema der Angst und des Todes. Wer tiefer in das Christentum eindringt, der wird wissen und muss wissen, dass im Zentrum des Christentums die Todüberwindung Jesu steht. Alle anderen Weltreligionen können den Tod nur beschwichtigen, über den Tod nur hinwegtrösten, aber den Tod bezwingen kann nur eine einzige: das Christentum. Und es kann es deswegen, weil in seinem Zentrum die Auferstehung Jesu steht, eine wirkliche, ja sogar die einzig

wirkliche Todüberwindung, die es jemals gegeben hat und in die wir hineingenommen sind. Wer den Auferstehungsglauben in dem von mir jetzt anvisierten Sinn mitvollzieht, ist dem Tod überhoben und braucht den Tod in seiner fürchterlichsten Form nicht mehr zu fürchten, nämlich der Form, dass er in ein bodenloses Nichts abstürzt. Zwar bleibt ihm das Sterben aufgrund seines todverfallenen Daseins mit seiner Bitterkeit nicht erspart: Aber es macht, wie gesagt, einen fundamentalen Unterschied, ob ich im Tod fürchten muss, in ein abgrundtiefes Nichts zu versinken, oder ob ich weiß, dass mich die Hände Gottes auffangen und dass ich sterbend in die Liebe Gottes aufgenommen werde. Das ist der markante Unterschied des christlichen Todesverständnisses von jedem andern. Und in diesem Zusammenhang ist auch die Angst zu sehen, jenes große Kapitel, das durch das Christentum allein wirklich bewältigt werden kann. Die Angst, wie vorhin gesagt, als vorgezogenes Sterben, als emotionales Kontingenzerlebnis; denn ich erfahre die Hinfälligkeit meines Daseins vor allen Dingen im Erlebnis der Angst. Das Christentum aber hat die Fähigkeit, die drei Grundängste aus unserer Seele zu reißen: die Angst vor Gott, weil er der bedingungslos Liebende ist; die Angst vor dem Mitmenschen, weil er der von mir zu respektierende Partner ist und weil ich ihn nicht nur lieben soll wie mich selbst, wie es meistens wiedergegeben wird, sondern, nach *Kierkegaard*, weil ich ihn lieben soll *als* mich selbst, weil ich mich auf ihn beziehe, wenn ich mich auf mich selbst beziehe. Und dann die schrecklichste aller Ängste, die Angst des Menschen vor sich selbst. Diese aber wird überwunden durch den Kerngedanken der christlichen Anthropologie – das ist ja bekanntlich der Gedanke der Gotteskindschaft.

Abschließend möchte ich nun auch noch auf die therapeutischen Möglichkeiten zu sprechen kommen. Diese hängen mit dem zusammen, was der Mensch als medien-

besitzendes und medienschaffendes Wesen ist. Das Ur-Medium, mit dem wir uns verständigen, ist selbstverständlich das Wort. Die ganze moderne Sprachtheorie ist im Wesentlichen auf die informative Sprachqualität ausgerichtet. Doch die Sprache hat nach dem englischen Sprachforscher *Austin* noch eine ganz andere Qualität, eine performative. Worte können verletzen, können kränken, aber genauso gut können Worte aufbauen, können Worte helfen und trösten, können Worte das Gefühl der Gemeinsamkeit vermitteln und dem Mitmenschen, mit dem ich rede, sogar zur Sinnfindung verhelfen. Das ist die eigentliche Qualität des menschlichen Wortes. Aber der Mensch ist auch das medienschaffende Wesen, und deswegen müssen jetzt auch andere Medien in Betracht gezogen werden.

Am wenigsten lassen sich die therapeutischen Möglichkeiten an der Literatur festmachen, obwohl ich der Meinung bin, dass sowohl das Gilgamesch-Epos als auch die homerischen Epen, besonders die „Odyssee“, eigentlich therapeutische Dichtungen sind, genauso wie *Dantes* „Göttliche Komödie“ und der „Arme Heinrich“ im Mittelalter. Das ist allerdings dann in der Folgezeit verklungen. Die heutige Literatur hat, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr ihre ursprünglich therapeutische Qualität. Doch zum Medium ‚Wort‘ gehört selbstverständlich auch das Medium ‚Bild‘. In diesem Zusammenhang erinnere ich an den Isenheimer Altar, den viele von Ihnen aus eigener Anschauung kennen. Ursprünglich sind die Patienten des Antoniterklosters Isenheim vor diesen Altar gebracht worden, in der Hoffnung, dass ein Wunder an ihnen geschieht. Wenn es nicht der Fall war, sind sie in das Spital eingeliefert worden. Aber dieser Altar hat ihnen, unabhängig davon, zur Sinnfindung in ihrem Leiden verhelfen und sie dadurch motivieren wollen, ihre gesundheitlichen Selbstheilungskräfte zu stimulieren. Zu diesem Altar gehört natürlich dann auch als Pendant das ‚Hundert-Gul-

den-Blatt' von *Rembrandt*. Aber nicht nur die Malerei ist eine mediale Hilfe, sondern erst recht die Musik. Die Musik, beispielsweise in Gestalt der Goldberg-Variation von *Johann Sebastian Bach*, die er geschrieben hat, um dem schlaflosen Auftraggeber zu einem gesunden Schlaf zu verhelfen. Und dann das wunderbare Stück aus *Beethovens* Opus 132 ‚Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit‘. Das sind therapeutische Werke der Musik, die in diesem Zusammenhang unbedingt genannt werden mussten. Wenn man sich das vergegenwärtigt, kommt man schließlich doch noch einmal auf das zurück, was ich vorhin von der Liebe Gottes gesagt habe: Sie gibt, wenn sie richtig an die Menschen herangetragen wird, dem Einsamen das Gefühl der Verbundenheit, dem Verzweifelten das Gefühl der Geborgenheit, dem Trostlosen das Gefühl einer tiefen Tröstung, und sie trägt ihn über die Misere seines Daseins hinweg. Aber das Wichtigste von alledem, das ich vorhin schon einmal anklingen ließ, möchte ich jetzt noch einmal mit allem Nachdruck wiederholen: Der Kranke, besonders auch der chronisch Kranke, hat ja in unserer Gesellschaft das Gefühl der vollkommenen Verlorenheit; denn er kann weder konsumieren noch in irgendeiner Weise produzieren. Er ist ein lebend Toter und deswegen muss er am Sinn seines Lebens verzweifeln. Aber es gibt einen alten Theologen, *Dionysius Areopagita*, bei dem wir den Satz lesen: „Non discens, sed patiens divina“ – Gott wird nicht so sehr erforscht als vielmehr erfahren und erlitten. Und das heißt umgekehrt: Leiden hat Sinn. Die ganze therapeutische Theologie, von der ich Ihnen jetzt nur einen kleinen Eindruck vermitteln konnte, hat hauptsächlich den Sinn, dem Patienten, also dem leidenden Menschen, zur Sinnhaftigkeit seines Leidens zu verhelfen, und ein größerer Dienst, so denke ich, kann ihm überhaupt nicht erwiesen werden.